



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Regenzeit, Steppenbrand am Fuße des Kilimandjaro

---

Die Aufgabe der Katholiken in allen Ländern wächst und wird immer schwieriger. Es mag scheinen, als sähe man zu schwarz, wenn man von Umwälzung redet, aber es kann wohl kein Zweifel sein, daß die gegenwärtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwandlungen an den Grundfesten der Ordnung rütteln.

Mit dem Wort „Revolution“ meint man nicht gleich „Bürgerkrieg“, sondern eine gänzliche Umänderung im gesellschaftlichen Leben und in der Lebensweise. Nach allen Anzeichen ist dies eine Möglichkeit, auf die wir uns vorbereiten müssen. Wir müssen den Tatsachen ins Auge schauen und bereit sein, wenn das Ereignis eintrifft. Es ist noch kein Grund vorhanden, gleich Alarm zu schlagen, aber wir müssen uns des Ernstes der Lage eingedenk sein, und jeder muß das Seinige zur Besserung beitragen.“

K

## Regenzeit, Steppenbrand am Fuße des Kilimandjaro

Von Schw. M. Thiadilbis

**M**afika kubwa, so nennen die Eingeborenen die Regenzeit; sie beginnt gewöhnlich Anfangs März. Kein einziges Halmchen bewegt sich, als ahnte es schon das Nahen der gewitterschweren Wolken. Der tiefblaue Himmel wird allmählich grau und immer dunkler, bis sich seine Schleusen öffnen und die niederströmenden Wasser sich auf den völlig ausgetrockneten Erdboden ergießen. Wolkenbruchartig stürzt der Regen hernieder, und man vernimmt das Rauschen des Flusses, das Plätschern des Wassers in den Felsenschluchten; aber schon mit den ersten Regenschauern setzt neues Leben ein. In wenigen Tagen entfaltet sich auf Feld und Wiese ein geradezu verschwenderischer Pflanzenwuchs. Darum ist der Eingeborene so froh und zufrieden, denn bleibt die Regenzeit aus, dann steht die Hungersnot vor der Tür. Scharen von Menschen sieht man schon in früher Morgenstunde den Berg hinunterziehen, um das Steppenland zu bebauen; bald grünt und sprießt der prächtigste Mais, die Bohnen und Süßkartoffeln und alles, was es sonst noch an Lebensmitteln für die Eingeborenen gibt. Der Wadshagga läßt es sich nicht nachsagen, daß er träge sei, er gehört vielmehr zu jenen, welche arbeiten, handeln und schachern können und aus allem Nutzen zu ziehen verstehen.

Ende Mai verschwindet der Regen. Die Sonne nimmt zu an Kraft und beginnt ihr Versengungswerk. Das meterhohe Step-

pengras fängt an zu welken und dürr zu werden, und der Wanderer sieht das undurchdringliche mannshohe Steppengras, dessen Asche dem Boden neue Fruchtbarkeit gibt. Dieses Gras wird nämlich nicht gemäht, sondern verbrannt.

In den Monaten Januar, Februar genießen wir hierzulande ein Schauspiel von überwältigender Schönheit. Es ist der Steppenbrand. Die Schwarzen machen sich leichte Arbeit, den Boden fruchtbar zu machen, indem sie das ganze Gras in Brand stecken. Himmelhoch recken sich die Feuerflammen; das Krachen, Knistern und Bersten kann man in kilometerweiter Entfernung noch hören. Erhebt sich dann der Wind, dann stürmt das alles verzehrende Element mit ungestümer Gier und funkensprühender Wut die höchsten Bäume hinan, die wie weithin leuchtende Fackeln die finstere Tropennacht erhellen. Von den Gipfeln der Berge und Hügel wälzt sich die Feuerlawine hinab in die Täler, in die Ebene und verschlingt das dichte, dürre Gestrüpp. Das Tal erscheint dann wie ein entfesseltes, sturmgepeitschtes Feuermeer.

Einmal war eine solche Feuersbrunst am Fuße des Kibo ausgebrochen, so daß die Eingeborenen und die ansässigen Europäer in Angst gerieten. Volle acht Tage war die Steppe in Brand. Der Häuptling gab Befehl, alle Männer sollen sich rüsten und waffnen zum Löschen; sie hielten es volle drei Tage aus, doch hat auch der eine oder andere seinen Tod in den Flammen gefunden.

Ein sonderbares Gefühl bemächtigt sich unser, wenn das Rot der Feuersglut sich mit dem Blau des Himmels mischt. Ich erinnerte mich an den Psalm, den wir jeden Tag in unserm Offizium beten:

Preiset Feuer und Hitze den Herrn,  
Glut und Hitze, preiset den Herrn!

Das arme Wild, das sich in schützendem Dickicht aufgehalten, läuft erschreckt einher; in der noch rauchenden und kohlendenden Asche zuckt zuweilen eine Riesenschlange, windet sich hier ein sterbender Löwe, liegt dort ein verkohlter Leopard. Alles wird vernichtet, von der Schlingpflanze an bis zur höchsten Baumkrone; kahl und ausgebrannt und schwarz liegt das ganze Steppenland vor uns. Wer dieses Schauspiel zum ersten Male sieht, wird von dem Eindruck überwältigt. Unsere Eingeborenen schätzen dieses Schauspiel nicht und würden wohl lächeln über den Weißen, der es in stummer Bewunderung betrachtet. Der Schwarze ist dabei glücklich und zufrieden, daß das Land wieder gesäubert ist und daß die zurückgebliebene Asche, der einzige Dünger des afrikanischen Bodens, das Stück Land, das er bebauen will, aufs neue befruchtet hat und erträglicher macht.